



# Der Ton macht die Musik

## Ursachen der dauernden Befoldungskämpfe

Wir haben wiederholt hervorgehoben, daß der häufig so unruhigbare Verlauf der Verhandlungen der Beamtengewerkschaften mit der Regierungsovertreter über die Aufbesserungen für die Beamten nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, daß die Vertreter der Behörde als unterhandelnde Arbeitgeber nicht den richtigen Ton finden, der allein geeignet ist, Lohnverhandlungen mit gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmern zu einem erproblichen Ziel zu führen. Eine Zuschrift, die wir vom Deutschen Beamtenbund erhalten, bestätigt diese Auffassung. Der Deutsche Beamtenbund schreibt:

Wenn auch die geradezu überstürzte Rückwärtsentwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland mit in erster Linie daran schuld ist, daß das Einkommen der Lohn- und Gehaltsempfänger nicht mehr Schritt hält mit der Preisbildung, so müßte es bei gutem Willen auf allen Seiten doch möglich sein, wenigstens so scharfe Krisen wie die augenblickliche, die die gesamte Bevölkerung beunruhigt, zu vermeiden. Der Deutsche Beamtenbund kann jedenfalls für sich in Anspruch nehmen, daß er zu wiederholten Malen seine ursprünglichen Forderungen so weit er möglich hat, daß er erhebliche Schwierigkeiten in den Mittelgebieten hatte, sein Nachgeben zu vertreten. Andererseits muß leider festgestellt werden, daß in den Kreisen der Regierungsovertreter, die seit Jahren die Fragen der Beamtenbefoldung bearbeiten, meist nicht das erforderliche Verständnis und noch viel weniger der richtige Ton herrscht, als daß ein gezieltes Zusammenarbeiten bei den an sich ungewöhnlich schwierigen Verhandlungen in Beamtenfragen möglich gewesen wäre. Insbesondere muß von den Hauptverantwortlichen für die Beamtenbefoldung im Reichsfinanzministerium, Herrn Ministerialrat Kühnemann, gelobt werden, daß sein Auftreten und sein Wesen regelmäßig zur Verschärfung und zu unliebsamer Zuspitzung der Lage beigetragen hat.

In führenden Kreisen der Beamtenschaft ist man durchaus besorgt, der ungünstigen Wirtschaftslage des Reiches Rechnung zu tragen; allein die Regierungsmassnahmen der beiden letzten Jahre auf dem Gebiet der Beamtenpolitik lassen erkennen, daß in leitenden Regierungskreisen nicht die geringste Rücksicht auf die Wünsche der großen Mehrheit der Beamtenschaft genommen wird. Zumal in allen grundsätzlichen Fragen beweisen die Regierungsovertreter den Wünschen der überzogenen Mehrheit der Beamtenschaft nicht das leiseste Entgegenkommen, so daß die Auffassung entstehen muß, die Kampfstellung der Regierungsovertreter ist gewollt und beabsichtigt. Man möchte wünschen, daß eine kluge Regierungspolitik sich von Personen besetzt die jeder Verständigung grundsätzlich im Wege stehen. Dann werden Krisen von dem Umfang der derzeitigen nicht mehr entstehen.

Soweit die Zuschrift des Beamtenbundes, Herr Ministerialrat Kühnemann ist aber nicht der einzige Beamte, der sich durch ein solches Verhalten auszeichnet. Die Eisenbahner haben besonders zu klagen über Herrn Ministerialdirektor Hilyer vom Reichsverkehrsministerium, der bei allen Verhandlungen über die Befoldungsordnung eine führende Rolle als Vertreter der Behörde gespielt hat. Von diesem Herrn Hilyer wird z. B. von gut unterrichteter Seite mitgeteilt, daß er Hinweise der Gewerkschaftsovertreter auf die Erregung der Eisenbahner nicht so sehr in den Massen als vielmehr in den einzelnen leitenden Stellen, das heißt also bei den führenden Gewerkschaftskörperschaften zu finden wäre. Es ist offenbar, daß eine Methode des Verhandlungsführens unterstellt, sie geben die Stimmung der organisierten Beamtenschaft bzw. nicht falsch wieder, kein glänzendes Ergebnis zeitigen kann. Herrn Hilyer wird ferner nachgelagt, daß er derartige bei allen Tonerregungen immer wieder die oberen Beamtensklassen über die unteren her ausgehoben hat, um den großen Abstand in den Gehaltsbezügen zu erhalten, der zugleich den angemessenen Abstand des Respekts andeuten und sichern soll. Und ein solches Verhalten muß bei Herrn Hilyer darum besonders auffallen und unangenehm berühren, weil Herr Hilyer sogenannter Sozialdemokrat ist. Er war einmal in früherer Zeit Redakteur eines sozialdemokratischen Parteiblattes und ist auch heute noch Mitglied der S. P. D. Auch für ihn hat der Wunsch des Deutschen Beamtenbundes Geltung, daß sich die Regierung von Personen besetzen möge, die jeder Verständigung mit den Beamten im Wege stehen. Die Regierung muß an die Spitze der Körperschaften, die in ihrem Auftrage mit den Beamten verhandeln sollen, Persönlichkeiten stellen, die in der Lage sind, ein gedächliches Verhältnis zu den Gewerkschaften zu finden, die Verständnis für die Tätigkeit der Gewerkschaftsbewegung sowie eine ausreichende Kenntnis der Praxis des Tarifvertragswesens und des Arbeitsvertragsrechts überhaupt aufweisen können. Mit der Autorität des höheren Vorgesetzten, die bisher den Verhandlungston bestimmte, wird nur Schaden angerichtet.

## Gesetzliche Siebenstundenschicht

### Arbeitszeit der in Steinkohlenbergwerken unter Tage beschäftigten Arbeiter

Dem Reichsrat ist vom Reichsarbeitsministerium ein Gesetzentwurf zugegangen, der die Absicht verfolgt, die gesetzlich zulässige Höchstarbeitszeit im Steinkohlenbergbau unter Tage festzusetzen. Der Entwurf sieht zunächst eine einheitliche Berechnung der Schichtzeit vor, die künftig für jeden einzelnen Arbeiter vom Betreten des Förderkorbes bei der Einfahrt bis zum Verlassen des Förderkorbes bei der Ausfahrt berechnet werden soll. Als regelmäßige Arbeitszeit gilt diejenige Schichtzeit, die sich aus den am 1. Oktober 1921 geltenden Tarifverträgen ergibt. Für Ausnahmefälle, in denen am 1. Oktober 1921 kein Tarifvertrag bestanden haben sollte, wird eine Schichtzeit von sieben Stunden vorgegeben, die aber bei besonders ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen vom Reichsarbeitsminister auf Antrag um höchstens eine halbe Stunde verlängert werden kann. Durch allgemeine verbindlichen Tarifverträge soll die Arbeitszeit anders geregelt werden können. Für Betriebspunkte mit einer Wärme von 28 bis 32 Grad, von über 32 bis 36 Grad und von mehr als 36 Grad Celsius sollen in den Tarifverträgen abweichende Bestimmungen der Arbeitszeit vereinbart werden. Möglichenfalls soll die Bergbehörde die Verfügungen anordnen. Abgesehen von diesen Gesetzesbestimmungen sollen die allgemeinen Vorschriften über die Arbeitszeit in gewerblichen Betrieben Anwendung finden.

Da der Gesetzentwurf eine gesetzlich zulässige Höchstarbeitszeit bestimmen soll, kann wohl die Vorschrift, daß die Arbeitszeit durch allgemein verbindlichen Tarifvertrag „anders“ geregelt werden kann, nur für weitere Verkürzungen der Schichtzeit in Frage kommen. Im übrigen ist das Erscheinen des Entwurfs zu einem Gesetz, das die Siebenstundenschicht endlich gesetzlich festlegt, vornehmlich das Verdienst des Bergarbeiterverbandes. Er hat keine Zustimmung zu den Ueberführungen verweigert, weil Ueberführungen die Gefahr einer dauernden Verlängerung der Schichtzeit in sich bergen. Diese Gefahr mußte zunächst durch die gesetzliche Festlegung der Siebenstundenschicht beseitigt werden.

## Deutschnationale Freiheit

Die „Kreuz-Zeitung“ nimmt den Geburtstag des gekrönten Deserteurs in Amerongen zum Anlaß, um den Eid zu erneuern, den die deutschen Monarchisten dem König geschworen. „Für uns Royalisten“ — schreibt sie — „gilt . . . nach wie vor unser Eid, den wir dem König geschworen. Von diesem Gelöbnis der Treue kann uns niemand entbinden — nur der Tod allein.“ Woraus logischer Weise zu schließen ist, daß die „Kreuz-Zeitung“ entweder jetzt lügt, oder im November 1918 gelogen und geheuchelt hat. Denn nach dem 9. November nahm sie ihre Umschrikt „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland“, die sie jetzt wieder führt, herunter und befandete damit öffentlich, daß sie „ihren“ König treulos im Stich gelassen hatte.

In jenen Tagen der allgemeinen Gefährdung der Hohenzollern bei den „treideutschen“ Royalisten, in jenen Tagen, in denen Erich Ludendorff als Erich Lindström mit blauer Beile tapfer nach Schweden entwich und prominente Führer der Monarchisten die sozialistischen Volksbeauftragten um ihren Schutz ansahen; in jenen Tagen schrieb die „Deutsche Tageszeitung“, die Gesinnungsgenossin der „Kreuz-Zeitung“:

„Verschwunden ist die Monarchie, weil die Träger der Monarchie sich persönlich als schwach und unfähig erwiesen, und zwar nicht erst während des Krieges. . . . Nun ist mit den Personen auch das System verschwunden, welches in geschichtlich gewordenen Form den monarchistischen Gedanken in Deutschland verkörperte. Das System ist endgültig verschwunden, darüber darf

man sich nicht im Unklaren sein, gerade unter den Vertretern und Anhängern der in der „Deutschen Tageszeitung“ vertretenen Anschauungen.“

So in einem der führenden monarchistischen Organe am 15. November 1918. Und heute? Heute erkundete sich die „Kreuz-Zeitung“ an leitender Stelle, nach wästen Angriffen gegen die Republik, folgendes zu schreiben:

„Nicht in geheimen Konventikeln soll zu gewaltsamem Umsturz angereizt werden, sondern offen wollen wir vor der Welt bekennen, daß der Preuze sich nicht von seinem Könige trennen läßt, daß wir jenen 9. November für den schwärzesten Tag in Preuzens Geschichte halten, wo vom feindlichen Auslande gestiftetlich unterstützt, heimtückischer Hoch- und Landesverrat uns König und Thron raubte und unsere Reichschiöft begann.“

Wir können davon absehen, jene Gesinnungs- Lumperei zu kennzeichnen, die sich, wenn es hart auf hart geht, feige verkrücht und den König im Stich läßt, um dann, wenn es ungefährlich ist, laut zu wehklagen, daß man den armen Monarchisten König und Thron „geraubt“ habe. Politisch bedeutungsvoller ist das offene Bekenntnis der „Kreuz-Zeitung“, daß „nicht in geheimen Konventikeln . . . zu gewaltsamem Umsturz angereizt werden“ soll. Dieses Gesinnungsbild besorgt die „Kreuz-Zeitung“ — und mit ihr die ganze Meute der offenen und verkappten Monarchistenblätter — durch ihre öffentliche Propaganda, durch ihre fortgesetzte Verunglimpfung der Republik, durch ihren geschäftigen Kampf gegen die republikanischen Einrichtungen, der vor keiner Lüge, vor keiner Verleumdung, vor keiner Schädigung allgemeiner Volksinteressen zurückzuckt, um für den gewaltsamen Sturz der bestehenden Staatsordnung den Boden zu bereiten.

Die Freiheit, die die führenden Kreise der monarchistischen Umstürzler heute wieder zur Schau tragen, ist eine erneute erste Mahnung an die Arbeiterschaft, mit verzehnfachter Energie den Kampf zu führen gegen die Träger der nationalsozialistischen und monarchistischen Reaktion, die die Not und das Elend des arbeitenden Volkes nur für ihre konterrevolutionären Zwecke auszunutzen trachten.

## Krüden statt Argumente

Als sich kürzlich im Reichstage der kommunistische Abgeordnete Koenen in seiner Polemik gegen Unabhängige und Rechtssozialisten, auf den Grafen Westarp als „unverdächtigen Zeugen“ berief, erdachte nicht nur auf den Bänken der Unabhängigen sondern vor allem bei den Rechtssozialisten lautes Gelächter. In dem Stimmungsbild über die gestrige Reichstags-sitzung aber teilt der „Vorwärts“ mit, daß der sozialdemokratische Parteivorstand bei der Rede des Grafen Westarp in Erwägungen darüber eingetreten sei, „ob man nicht ganze Teile von ihr als Flugblatt zur Rechtfertigung des Verhaltens der Sozialdemokraten beim Abschluß der Steuerverständigung herausgeben könnte.“

Der Gegensatz zwischen den Rechtssozialisten und den Kommunisten scheint demnach doch nicht so erheblich zu sein, wie man bisher angenommen hat. Zum mindesten scheint darin zwischen Kommunisten und Rechtssozialisten Uebereinstimmung zu bestehen, daß man dort, wo die Argumente fehlen, sich ohne Bedenken der deutschnationalen Krüden bedienen darf. Wir stehen dieser Uebereinstimmung völlig neidlos gegenüber.

## Die russische Abordnung in Genua

Moskau, 24. Januar.

Die Sowjetregierung wird auf der Konferenz von Genua durch Krassin, Litwinow und Joffe vertreten sein. Das Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten von Litwinow: Entgegen den in der französischen Presse geäußerten Anschuldigungen, daß Sowjetrußland auf der Konferenz von Genua verhandeln werde, bolschewistische Propaganda zu betreiben, wird festgestellt, daß Rußland von dem Willen befehle ist, sich selbst wieder aufzubauen und am Wiederaufbau Europas tätigen Anteil zu nehmen, und daß es sich auf der Konferenz von Genua nur wirtschaftlichen Fragen widmen werde.

## Feininger und Corinth

Von Wolf Behne

Durch das selbstgenügsame Kuddelmuddel der deutschen Malerei trahst die Kunst von Feininger mit der Klarheit eines Kristalls — Kraft aus einer höheren, reinen Sphäre — ohne Ablicht in aller Wildheit ein erdarmungsloses Licht. Wollen wir dieses leuchtende Licht nicht nutzen? Gewiß, Feininger ist heute fast Mode. Er wird gesammelt und er wird angehängelt. Aber es hat etwas Niederdrückendes, zu sehen, wie äußerlich diese „Verehrung“ bleibt. Konsequenzen werden nicht gezogen. Der Deutsche ist nicht dafür, Konsequenzen zu ziehen . . . und am wenigsten aus ein paar Linien und Farben. Ist es nicht sogar philiströs, aus einem Kunstwerk Folgerungen zu ziehen oder sich in künstlerischen Dingen zu entscheiden?

Aber das Werk Feiningers ist ein Ruf zur Entscheidung, und wer angibt, dieses Werk zu schätzen, der stelle sich dem Ruf. Das Bild „Schön“ finden und beruhigt weiterzusehen, ist Beweis einer künstlerischen Ahnungslosigkeit, die auch das sublimste Aesthetengeschmack nicht verhallen kann.

Feiningers Werk ruft die Pflicht des Geistes zur letzten und strengsten Vollendung auf — und es will keine Betrachter, die sich dieser Entscheidung entziehen. Hier ist mit einer selbstlosen, verzichtenden, in unaufhörlichen Mühen geklärten Strenge gearbeitet worden, immer nur das Letzte an möglicher Vollendung erstrebend, unbeirrbar, nie verlockt, abseits allem Betriebes, rein, opferwillig und in Härte gegen alles Erreichte — eine Arbeit, die großes, bleibendes Vorbild ist.

Feininger hat eine Arbeit geleistet, die in der deutschen Malerei immer nur ganz wenige gewagt haben, überhaupt anzufassen. Es ist ja die allgemeine Ansicht, daß der liebe Gott den Deutschen eine besondere Kunst geschenkt habe . . . eine Kunst, die anders sei als die der sonstigen Europäer. Das ist ungefähr so, wie wenn der zweite Sieger in einem Wettlauf sagt: ich habe eine besondere Kunst des Wettlaufes. In der kommt es nicht auf Schnelligkeit an, sondern auf das tiefe, gefühlsmäßige Erleben im Lauf. Jener hat zwar die größere Schnelligkeit — aber das ist eine reine Formsache. Er hat nicht die Tiefe meines Erlebens — und auf die kommt es mir als Deutschen an!

In der deutschen Kunst kommt es nach der allgemeinen bequemen Ansicht auf „Tiefe“ an. Darin ist sie unerschrocken! Heil ihr! Die Kunst der anderen trägt zwar den Siegel der Vollendung — aber das ist eine reine Formsache! Sie ist nicht tief . . . Oh, diese Flachheit der Tiefe! Kunst ist vollendetes Werk! — Unvollendetes, halb vollendetes Werk ist niemals Kunst — auch wenn es die Tiefe von Goethes „Faust“ mal Tiefe aller deutschen

Tanten hätte. Tiefe ist Tiefe und Kunst ist Kunst! Seele ist eine Privatangelegenheit des Malers. Und ein gutes Bild wird immer mit Farbe, nicht mit „Gefühlen“ gemalt.

Feiningers Werk ist Kunst. Ein kühner, nie ruhender Menschengeist und -wille überwindet den Stoff und schafft eine Ordnung aus Formen, die vollendet, letzte Reinheit und Klarheit ist. In dieser Arbeit stehen Erkenntnisse, Siege des Geistes, Erfahrungen des Handwerks, die wir die Pflicht haben, weiterzuführen.

Und was machen wir mit diesem seltenen Gut?

Wir ziehen aus ihm weder Lehren noch Forderungen; wir finden es hübsch anzuschauen und vergessen schon im nächsten Augenblick. Denn in der deutschen Kunst gibt es keine Lehren und Konsequenzen und Forderungen. Alle Wege führen nach Rom; man kann so, man kann aber auch so!

Gleichzeitig mit der Feininger-Ausstellung (bei Wallerste in und Goldschmidt, Schönberger Ufer 36a, Eintritt frei) ist bei Gurlitt (Wotsdamer Straße 113) eine umfangreiche Ausstellung Louis Corinth. Allgemeine Anschauung, daß dieses so gut Kunst sei wie jenes. Corinth malt so, Feininger malt so. Es komme nicht auf den „Stil“ oder den „Stempel“ an, sondern auf die innewohnende künstlerische Kraft.

Natürlich kommt es nicht auf den „Stempel“ an. Aber es kommt auch nicht allein auf die künstlerische „Kraft“ an. Sondern es kommt an auf das, was Geist und Wille aus der Kraft machen. Man versteht die Dinge, wenn man „Taleute“ vergleicht. Das Talent gehört zu den Rohstoffen, die zu bearbeiten sind. Zwei Edelsteine können als Rohstoff durchaus gleichwertig sein, so ist der, dessen Schliff bis zur höchsten Vollendung der Arbeit gedieh, wertvoller als der andere, ebenso „talentvolle“, dessen Bearbeitung über ein gewisses Stadium nicht hinauslam.

Das Ziel ist in der Kunst stets und immer das gleiche: Vollendung! Verschiedene Grade der Vollendung zu verschiedenen getarteten Zielen umzuführen, ist dumm. Corinth hat die nämliche Aufgabe wie Feininger: eine letzte, endgültige Ordnung zu schaffen. Aber er läßt diese höchste Aufgabe aller Kunst liegen und streut in Fülle, wie niemand leugnen wird, ein unverarbeitetes Material aus, das einer künstlerischen Fassung schon würdig wäre. Die Kunst beginnt erst dort, wo Corinth aufhört.

Das sind nicht persönliche Meinungen, sondern sachliche Ergebnisse logischen Denkens. Das Talent Corinths mag ebenso groß sein wie das Talent Feiningers; es mag nelnetwegen größer sein. Aber dieses Talent wagt nicht, die schwierigste, gelistigste, höchste Aufgabe der Kunst wirklich in Arbeit zu nehmen!

Darum steht Feininger, der diese Arbeit angreift, noch über Corinth. Wie wenige Deutsche, hat er die Grundlagen und Voraussetzungen seines Tuns durchdacht (viele meinen zwar, der Künstler dürfe nicht denken). Er hat sich Rechenschaft über seine Aufgabe gegeben. Er hat sie mit jähher Energie angefaßt, und

wenn nun so herrliche Beispiele dieses Sieges über alle Widerstände vor uns stehen, dann sollen wir wenigstens erkennen, daß uns hier ein Maßstab gegeben ist, und daß wir uns nicht — auch in der deutschen Kunst nicht — begnügen sollten mit Bildern, in denen eine mehr oder minder tiefe Seele die Lächer zu verdecken hat, die in der Arbeit zur Vollendung kaffen.

Das ist es, was bei uns so gänzlich fehlt: die klare Entscheidung, Feininger erkennen, heißt die halben, bequemen, gutmütigen, schiefen Lösungen ablehnen. Ihn zum Maßstab nehmen, bedeutet nicht, seine Nachahmer zu applaudieren. Es bedeutet den Willen, das Beste rein zu halten! Ich verstehe es nicht, daß die Kronprinzengalerie Feininger erwirbt und zeigt und gleichzeitig und neben ihm lustig die Besten, Nauen, Campendonk. Wie wollen wir aus unferm tristen Kuddelmuddel je heraus, wenn nicht einmal die Entscheidenden sich zur Entscheidung bekennen. Die deutsche Kunst ist nicht Marées und Thoma, Marc und Nauen, Feininger und Besten. Sondern Thoma, Nauen, Campendonk, Besten sind ein Zurücktreten vor dem letzten Anspruch der Kunst, ein Ausweichen vor der Unerschrockenheit des Schaffensgesetzes — also nicht Kunst! Woran es nichts ändert, daß etwa Hans Thoma 80 Jahre alt und als Mensch sicher sehr sympathisch ist. Der Popularität Thomas entgegenzuwirken, ist für einen in künstlerischen Dingen gewissenhaften Menschen wichtiger als — wie es jetzt Justiz plant — ein „Werk“ abermals mit stärkstem Nachdruck auszuheften. Aber freilich, Thoma hat „Seele“ und besitzt „Tiefe“ . . . Grund genug für deutsche Kunsthistoriker, keinerlei Ansprüche an seine Gestaltungsstärke zu stellen. Diese geplante Ausstellung wird nichts weiter bewirken als eine abermalige Verwirrung aller Vorstellungen.

Wenn wir die Forderung aufstellen, daß wir aus den großen, ach so seltenen Leistungen unserer Kunst einen Maßstab bilden sollen, so hat das nichts zu tun etwa mit hochmütiger Ablehnung künstlerischer Anfänge. Die zu fördern, wenn sie Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl beweisen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kritik. Im allgemeinen stellen sich die Salons als kaufmännische Unternehmungen mehr und mehr nur auf die bereits anerkannten ein. Die Galerie Wüller, Wotsdamer Str. 134 e, zeigt öfter als die meisten anderen auch Künstler ohne „großen Namen“, wofür sie besonderen Dank verdient, auch wenn die Nischen noch ziemlich häufig sind. Diesmal bringt sie in Reinhold Waldh-Hanau und Otto Herzog-Berlin, zwei Künstler, an deren Arbeit man zu glauben vermag. Bei Adolf Bauer-Saar, den der „Sturm“, Wotsdamer Straße 134a, zeigt, scheint mir der Ausgangspunkt der Arbeit weniger sicher. Von Interesse ist es, im „Sturm“ nach mehreren Jahren Arnold Lopez wiederzusehen. Er gehört zu denen, die den Rat gefunden haben, von egrefionistischer Romantik zu einer weit weniger „Infer



